

Das Buch

Nadja Kleman ist glücklich: Sie hat einen fürsorglichen Mann und eine erwachsene Tochter. Nie hat es ihr an etwas gemangelt, schon gar nicht an Liebe. Und doch ist da diese Lücke in ihrem Leben, die sich so schwer beschreiben oder gar begreifen lässt.

Es ist eine Stimme im Radio, die Nadjas überschaubares Leben von heute auf morgen durcheinanderbringt. Eine Stimme, die klingt wie ihre eigene. Und wie die ihrer Tochter Lena. Nadja recherchiert: Die Frau aus dem Radio heißt Pia Albrecht. Wie sich bald herausstellt, redet sie nicht nur mit gleicher Stimme, sondern sieht Nadja auch noch zum Verwechseln ähnlich. Pia ist Nadjas Zwilling.

Nach der ersten überwältigenden Freude ergeben sich für die beiden Schwestern viele neue, teils drängende Fragen. Gemeinsam machen sie sich auf die Reise in die Vergangenheit, nach der nichts mehr so sein wird, wie es einmal war ...

Die Autorin

Barbara Kunrath wurde 1960 geboren. Sie arbeitet als Geschäftsassistentin für einen Weinjournalisten. Sie hat zwei erwachsene Töchter und lebt mit ihrem Mann in der Nähe von Frankfurt.

Von Barbara Kunrath sind in unserem Hause bereits erschienen:
Schwestern bleiben wir immer · Töchter wie wir

Barbara Kunrath

*Geteilt
durch
zwei*

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-buchverlage.de



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Januar 2020

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2020

Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: © Miquel Sobreira / Arcangel Images

Gesetzt aus der Quadraat Pro powered by papyrus.com

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-06049-1

Die Zeit mag Wunden heilen,
aber sie ist eine miserable Kosmetikerin.

Mark Twain

Prolog

Das Land ist zweigeteilt. Auf der einen Seite türmen sich hohe dunkelgraue Wolkenberge, auf der anderen stehlen sich Sonnenstrahlen durch Wolkenlücken und tauchen die Landschaft in ein goldenes Licht. Auf der einen Seite rüttelt der Wind an den Ästen der Bäume und peitscht Regen in böigen Abständen über das Land, auf der anderen rotieren die Blätter der Windräder in unbeeindruckter Gleichmäßigkeit.

Die Windräder, es sind zwölf, stehen ganz oben auf dem Kamm des bewaldeten Hangs, der hinter unserem Dorf ansteigt. Sie haben vor einigen Jahren für viel Unruhe gesorgt und nicht nur die Landschaft, sondern beinah auch unser Dorf zweigeteilt.

Ronny und ich gehen in Richtung Wald. Der Abstand zwischen uns wird schnell größer. Wenn ich ihn rufe, kommt er zu mir, dann streiche ich über sein schwarzbraunes glänzendes Fell, und er rennt wieder los. Ich sehe ihm nach und atme tief. Jeder Schritt ist Anstrengung, jede noch so kleine Steigung ein Berg. Aber ich nehme es gelassen. Es sind nur noch ein paar Wochen.

Über dem Hügel rechts vom Wald, der Seite mit den Sonnenstrahlen, leuchtet ein wunderschöner Regenbogen. Als ich noch ein Kind war, hat meine Mutter mir immer dieses Märchen erzählt, das von dem Schatz, den man an seinem Ende findet. Ich habe nie danach gesucht, weil ich nicht wusste, wo das Ende ist. Und wo der Anfang.

Auch bei meiner Geschichte weiß ich das nicht. Vielleicht fing sie in dem Moment an, in dem meine richtigen Eltern sich das erste Mal begegneten. Oder bei meiner Geburt. Oder an dem Tag, an dem meine anderen Eltern sich entschlossen hatten, mich zu adoptieren. Vielleicht beginnt meine Geschichte aber auch erst viel später. Mit einem Tag vor etwa einem Jahr.

1. Kapitel

Nadja

März 2017

Ich wachte auf. Einfach so. Kein Wecker hatte geklingelt, kein Schnarchen mich gestört, kein Lichtstrahl mich gekitzelt, und doch hatte mich etwas wach werden lassen. Dabei wollte ich gar nicht wach sein. Ich wollte in meiner Traumlandschaft bleiben. Weiter schwerelos sein. Und etwas finden. Es war wichtig, es war etwas, das ich schon lange suchte. Und ich war ganz kurz davor gewesen.

Ich hielt die Augen geschlossen, atmete ganz flach und versuchte, wieder zurückzugleiten, aber je flacher ich atmete und je mehr ich mich bemühte, desto wacher wurde ich. Und je wacher ich wurde, desto weiter entfernte ich mich von meinem Traum. Und je weiter ich mich entfernte, desto schwerer wurde ich. Alles an mir wurde schwer, meine Hände, meine Arme, mein Kopf. Selbst die Decke, die auf mir lag. Die vielen Gewichte drückten mich in die Matratze.

Vorsichtig drehte ich mich auf die Seite und tastete mit blinden Fingern über das wellige Kissen. Es fühlte sich

warm an und seidig. Mein Arm tastete weiter zur anderen Bettseite. Sie war unberührt.

Erschrocken öffnete ich die Augen und setzte mich auf. Dann fiel es mir wieder ein. Ralph war nicht da. Er war übers Wochenende mit Jochen unterwegs, eine Fahrradtour unter Freunden.

Ich ließ mich wieder ins Kissen sinken und blinzelte müde ins Halbdunkel. Durch kleine Ritzen im Rollladen schimmerte das frühe Morgenlicht, aber es war noch zu dämmrig, um etwas zu erkennen. Ich kannte den Raum ohnehin, auch im Schlaf. Die weiß gerahmten Bilder, die weiße Lampe, die weißen Möbel. All diese Dinge, die ich irgendwann ausgesucht, und all die Plätze, die ich dafür bestimmt hatte. Nur der Fußboden, der war nicht weiß. Er war aus Holz. Fichte, glaube ich.

Mein Blick wanderte zum Wecker, es war erst 6.39 Uhr. Ich schaltete das Radio an. Die Prinzen sangen *Ich wär so gerne Millionär, dann wär mein Konto niemals leer*. Augenblicklich fühlte ich mich getröstet. Es war nicht der Text, der mich tröstete, sondern die Stimmen. Ich brauchte Geräusche, egal, welche. Stille war mir verhasst. Besonders die Stille ganz früh am Morgen oder am späten Abend. Sie war anders als die Stille am Tag. Viel stiller eben.

Ich nahm das Kissen von Ralph, hielt es vor mein Gesicht und roch daran. Es roch nach Waschmittel, aber nicht nach ihm. Ich vermisste ihn. Vielleicht war es auch nur das Gefühl der Nähe, das ich vermisste, ich war mir nicht sicher. Ich konnte stundenlang neben ihm liegen, ohne dass wir ein

Wort wechselten, und ich fühlte mich trotzdem gut, nur weil er neben mir lag und atmete.

Solange ich denken konnte, war das schon so. Auch lange vor Ralph. Ich konnte noch nie gut allein sein. Bis ich acht war, schlief ich im Zimmer meiner Eltern. Bis zur Pubertät wünschte ich mir nichts mehr als eine Schwester. Schwester, das stand dann auch auf jedem Wunschzettel für besondere Anlässe. Ich hätte gern mein Zimmer mit ihr geteilt. Ich hätte alles mit ihr geteilt, und so mussten meine Eltern alles mit mir teilen. Ihre Zeit, ihre Aufmerksamkeit, ihr Zimmer. Erst als ich alt genug war, um mich für Jungs zu interessieren, entspannte sich diese Situation wieder. Mit vierzehn hatte ich meinen ersten Freund. Ich war immer noch vierzehn, als der zweite folgte. An meinem fünfzehnten Geburtstag machte ich Schluss mit Nummer zwei wegen Nummer drei. Meine Haut lechzte nach Berührung. Meine Mutter reagierte entsetzt, mein Stiefvater mit Verständnis.

Dieses Muster behielten wir bei, bis ich knapp zwanzig war. An jungen Männern gab es keinen Mangel. Ich war schnell zu begeistern, und ich begeisterte schnell. Ich zickte nicht, ich war immer gut drauf, auch dann, wenn ich es nicht war. Ich war süchtig nach Anerkennung. Wurde ich gelobt, ging es mir gut. Wurde ich umschwärmt, dann fühlte ich mich geliebt. Zeigte man mir aber auch nur einen Hauch an Ablehnung, dann stellte ich mein ganzes Leben infrage.

Dass meine Freundschaften trotzdem nie lange hielten, lag an mir. Wann immer ich einen Mann in mein Leben gelassen hatte, hatte sich die Anzahl meiner Neurosen damit verdoppelt. Dazu kam, dass keiner auf Dauer meine Erwar-

tungen erfüllte. Irgendwann war es dann nicht mehr lustig, für keinen von uns. Auch Ralph war da keine Ausnahme. Aber das steht auf einem anderen Blatt.

Die Prinzen waren am Ende, die Moderatorin meldete sich zu Wort. »In unserer heutigen Sendung reden wir über Steuern.« Trotz des trockenen Themas klang sie recht heiter. »Speziell über die Einkommensteuererklärung, die für viele von uns ja ein sehr rotes Tuch ist. Wir haben Gäste eingeladen, die hoffentlich ein bisschen Licht ins Dunkel bringen.« Sie nannte zwei Namen, die ich nicht verstand. Ich verstand nur, dass es sich um ein Ehepaar handelte, das gerade ein Buch geschrieben hatte. Für Leute, die ihre Steuererklärungen selber machen wollten, aber nicht so recht wussten, wie.

Obwohl ich Geld nicht besonders wichtig fand, war ich die Steuerexpertin in unserer Familie. Anfangs hatte Ralph sich darum gekümmert, aber Herbert, mein Stiefvater, hatte immer wieder Fehler gefunden und Ralph immer mehr die Lust daran verloren. Irgendwann hatte ich begonnen, mich damit auseinanderzusetzen, und zusammen mit Herbert Listen von Ralphs Fehlern und Versäumnissen gemacht. Bis Ralph sich endgültig verweigerte. Also übernahm ich die Aufgabe. Es machte mir sogar Spaß, auch wenn mich am Anfang Ralphs diesbezügliche Unfähigkeit ziemlich irritiert hatte. Es war nämlich so: Als ich noch ein Kind war und auch noch als sehr junge Frau, hatte ich so eine Art Urvertrauen in die Menschen, die ich wichtig fand. Ärzte, Lehrer, Politiker. Sie alle wussten, was sie taten, und würden das in meinem Sinne Richtige tun, davon war ich überzeugt. Vielleicht lag es an meinem Stiefvater, der dieser Überrolle

schon ziemlich nahekam. Dieses Urvertrauen hatte ich jedenfalls später jedes Mal auf meine jeweiligen Partner übertragen. Ein Mann musste für mich immer alles zusammen sein: Partner, Lehrer, Bestimmer, Erzieher, Ratgeber. Und eben auch Steuerexperte. Eine Art Gott, der nur für mich da war und mir dabei half, mich im Leben zurechtzufinden. Und mich gleichzeitig bewunderte. Es dauerte eine Zeit, bis ich begriff, dass Männer auch nur Menschen waren und dass kein Mensch auf dieser Welt die Rolle eines Allwissenden ausfüllen konnte.

Ralph war so wenig perfekt wie seine Vorgänger, nicht nur wegen der Steuererklärung, und wahrscheinlich wäre die Sache mit uns genauso schiefgegangen wie bei all den anderen. Aber dann wurde ich schwanger. Das ist kein Vorwurf. Im Gegenteil. So bekam ich Lena.

Ralph stand für mich, wenn man von einer Skala von eins bis zehn ausgeht, auf einer guten Sieben. Tendenz Acht. Es gibt keine Beziehung ohne Kompromisse, nicht mit dem Partner, nicht mit Freunden, nicht mit den Eltern, nicht einmal mit den eigenen Kindern.

»Bei Selbstständigen zum Beispiel gibt es ein Wahlrecht für die Abschreibung geringfügiger Wirtschaftsgüter«, hörte ich den Experten sagen.

Seit einigen Jahren kümmerte ich mich auch noch um die Steuererklärung meiner Eltern. Herbert war nicht mehr so recht auf dem Damm, und mir machte es nichts aus. Ich war sogar stolz darauf, dass er mir vertraute.

»Was genau ist denn ein geringfügiges Wirtschaftsgut?«, schaltete sich die Moderatorin wieder ein.

»Darunter versteht man ein bewegliches, abnutzbares Gebrauchsgut, das selbstständig nutzbar ist«, hörte ich den weiblichen Gast sagen. Mit einer Stimme, die mir seltsam vertraut erschien.

»Weitere Details besprechen wir in wenigen Minuten. Bleiben Sie dran!«

Ich schlug die Bettdecke zurück, setzte mich auf den Bettrand und tastete im Halbdunkel mit meinen Füßen über den kalten Boden. Meine Pantoffeln waren nicht an ihrem Platz. Ich machte Licht. Sie standen etwa einen halben Meter zu weit links und damit außerhalb meiner Reichweite. Und es gab niemanden, den ich dafür kritisieren konnte. Außer mich selbst.

Vor dem großen Spiegel neben der Treppe blieb ich stehen. Wie an jedem Morgen. Als müsste ich mich vergewissern, dass ich noch da war. Oder schauen, ob sich seit gestern etwas verändert hatte. Mit einundvierzig ist man nicht mehr jung, aber auch noch nicht alt. Man ist irgendetwas dazwischen. Es gab immer noch Männer, die sich für mich interessierten. Das erkannte ich an den Blicken, die man mir zuwarf, an der gewissen Art zu lächeln oder an Berührungen, die zufällig schienen, obwohl sie es nicht waren. Ich kannte sie alle: die Blicke, die Berührungen, die Männer. Es waren immer die gleichen. Auf den immer gleichen Veranstaltungen. Kirmes, Lumpenball oder Sportfest. Kai, Peter, Wolfgang oder Manfred.

Ich trat einen Schritt zurück und versuchte, mich mit den Augen dieser Männer zu sehen: eine mittelgroße Frau,

eher blond als braun, mit halblangen Haaren und Stufenschnitt, einem schmalen Gesicht, einer sehr geraden Nase und großen hellbraunen Augen. Bambi-Augen, hatte Ralph einmal gesagt. Vielleicht war ich in meinem vorigen Leben ein Reh. Über den Hüften hatte ich kleine Speckrollen, die das weite Shirt jetzt verdeckte und die mich schon seit Jahren störten. Nahm ich ab, wurde mein Gesicht ganz schmal, und die Haut zwischen Schultern und Schlüsselbein wölbte sich bedenklich nach innen, was mir ein beinahe verhungertes Aussehen gab, aber der Hüftspeck blieb. Nahm ich zu, dann zuerst an den Rollen.

Als ich fünfzehn war, hatte ich einmal versucht, mich umzubringen. Ich hatte meinen derzeitigen Freund gerade zum Teufel geschickt, ein neuer war noch nicht in Sicht, und ich war allein zu Hause. Ich schluckte alle möglichen Tabletten, die die Hausapotheke zu bieten hatte, und legte anschließend mich und die leeren Verpackungen gut sichtbar auf die Couch. Als meine Eltern wenig später nach Hause kamen, sie waren bei Freunden, brach meine Mutter zusammen, und mein Vater rief den Notarzt. Es war am Ende nicht sehr dramatisch, die meisten der Tabletten waren Vitaminpräparate, dazu ein paar Grippemittel und Schlaftabletten, aber meine Mutter war natürlich trotzdem völlig außer sich und gab Herbert die Schuld. Es waren *seine* Freunde, die sie besucht hatten. Sie ist bis heute nicht darüber hinweg.

In der Küche folgte ich meiner alltäglichen Routine. Ich füllte zuerst den Wasserkocher, nahm dann eine Tasse aus dem Schrank und setzte den Filter auf. In dieser Reihenfolge, da war ich eigen. Viele Alltäglichkeiten hatten bei mir

einen festen und sehr geregelten Ablauf. Mein Mann und meine Tochter machten sich manchmal lustig darüber, aber das war mir egal. Ich fand, dass man viel Zeit auf diese Weise sparte.

Während ich darauf wartete, dass das Wasser zu kochen begann, machte ich absichtlich Lärm. Ich stellte die Kaffeedose scheppernd zurück ins Regal, schlurfte über den Boden, öffnete das Fenster und schnalzte sogar mit der Zunge. Als alles nichts half, schaltete ich auch hier das Radio ein. Dieselbe Moderatorin, dieselben Gäste, dasselbe Thema. Es ging immer noch um Steuern.

»Hauptsächlich arbeite ich als Steuerberaterin. Nebenher doziere ich noch an der Steuerakademie in Frankfurt«, hörte ich den weiblichen Gast sagen. Wieder schien mir der Klang ihrer Stimme eigenartig vertraut. Er erinnerte mich an jemanden. Aber an wen? Ich ging zum Radio, um es lauter zu stellen, aber genau in diesem Moment wurde wieder Musik eingespielt, und außerdem kochte das Wasser. Ich vergaß die Stimme wieder und zählte bis fünfzehn. Man soll mit dem Aufbrühen immer fünfzehn Sekunden warten, damit sich das Aroma optimal entfalten kann, das war ein alter Hausfrauentrick von meiner Mutter, einer der wenigen, die ich mir gemerkt hatte. Während das Wasser durch den Filter tröpfelte, ließ ich meinen Blick schweifen. Er blieb an einem Bild von Ralph und Lena hängen, ein Foto aus ihrer Kinderzeit, sie war vielleicht acht oder neun Jahre alt.

Lena und ich, wir waren so etwas wie eine symbiotische Einheit und uns sehr ähnlich. Wir fühlten und dachten oft gleich, lachten über dieselben Dinge und verstanden uns

wortlos. Jedenfalls meistens. Sie hatte die gleichen großen Rehaugen wie ich und auch die gleiche gerade Nase und die gleiche dunkle, etwas raue Stimme. Nur die hohe Stirn, die vollen Lippen und ihre sehr pragmatischen Fähigkeiten, die hatte sie von ihrem Vater.

Wie immer, wenn ich die beiden nicht in meiner Nähe hatte, machte ich mir Sorgen und befürchtete alles Mögliche. Dass ihnen etwas zustoßen könnte zum Beispiel. Oder dass sie aus anderen Gründen nicht zu mir zurückkommen würden. Es gab keinen rationalen Grund für meine Befürchtungen, sie hatten sich auch noch nie bewahrheitet, aber ich konnte sie nicht abstellen. So war es eben.

Der Toast sprang aus dem Toaster. Ich griff danach, warf ihn schnell auf den Teller und pustete auf meine Fingerspitzen. Im Radio wurde jetzt wieder gesprochen. Mit halbem Ohr hörte ich, wie der männliche Gastredner weitschweifig erklärte, welche Änderungen sich im neuen Jahr im Steuerschunzel im Allgemeinen ergeben hatten und auf was man im Besonderen achten sollte. Erst als seine Frau wieder zu reden begann, hielt ich in meiner Bewegung inne und lauschte angestrengt.

»Mit einem guten Programm ist so eine Steuererklärung keine Zauberei. Und mit ein paar einfachen Kniffen kann man auf legale Weise sehr viel Geld sparen«, sagte sie.

Es war dieser auffallend dunkle und kehlig-raue Klang, der mich irritierte. Jetzt hörte ich ihn ganz genau. Und endlich begriff ich auch, warum: Es war Lenas Stimme, mit der sie sprach. Und damit auch meine.

»Nadja? Nadja, bist du da?«

»Ja. Oben, im Bad.«

Ralph polterte die Treppe hoch. Er betrat keine Räume, er stürmte sie. Immer und in allem eine Spur zu laut, zu groß, zu heftig. Ein Zweimetermann mit hoher Stirn, haariger Brust und leicht schwammiger Taille. Nicht, dass mich das störte, es war nicht wichtig. Am Ende konnte man an allem und jedem etwas auszusetzen haben, wenn man nur lange genug danach suchte.

Er warf seine Tasche in die Ecke und drückte mir einen verschwitzten Kuss auf die Wange. Ich unterdrückte den Impuls, die feuchte Stelle abzuwischen, schnappte nach Luft und lächelte schwach.

»Puh, geschafft«, sagte er.

»Meinst du die Fahrt? Oder dich?«

»Beides.«

»War's denn schön?« Ich atmete vorsichtig durch den Mund, bemüht, ihn nicht einzuatmen.

Er zog sich das Shirt über den Kopf. Seine kurzen Haare, mittlerweile mehr grau als braun, standen in alle Richtungen, sein Gesicht glühte. »Ja. Aber auch ziemlich anstrengend.« Er setzte sich auf den Wannenrand und zog die ehemals weißen Socken aus. Der Geruch von Schweiß traf jetzt doch auf meine empfindliche Nase. Mit spitzen Fingern klaubte ich seine schmutzige Wäsche zusammen.

Er stand auf und betrachtete sich im Spiegel. »Hast du schon gegessen?«, fragte er.

Ich nickte. »Ja. Tut mir leid. Ich wusste ja nicht, wann du

kommst. Es ist aber noch was von der Gemüsepfanne von gestern übrig, oder ...«

»Ach, lass mal. Bestellst du mir eine Pizza?«

Ich nickte wieder und wollte gehen. Da fiel mir noch etwas ein.

»Du, Ralph?«

»Hm?«

»Glaubst du, dass Menschen, die nicht miteinander verwandt sind und sich nicht kennen, genau die gleiche Stimme haben können?«

Er hob überrascht den Kopf. »Wie kommst du denn da jetzt drauf?«

»Ach. Nur so. Ich hab im Radio so eine ...«

»Na ja, bei einer Weltbevölkerung von knapp acht Milliarden ist das vielleicht nicht auszuschließen. Aber ich denke, es ist trotzdem unwahrscheinlich, dass man genau auf den Menschen dann auch trifft. Außerdem: Viele Stimmen klingen wahrscheinlich einfach ähnlich, vor allem, wenn man sie im Radio hört. Das verfälscht.« Er stellte sich auf die Waage und gab einen zufriedenen Laut von sich. »Rufst du den Pizzaservice an? Pizza mit Pilzen, Schinken und Zwiebeln, du weißt schon.«

Ich nickte und schloss die Tür hinter mir. »Und einen gemischten Salat«, flüsterte ich.

»Und einen gemischten Salat«, rief er mir hinterher.

Ein paar Tage später saß ich auf meinem Lieblingsplatz am Küchentisch und sortierte die Barbelege vom letzten Jahr. Monat für Monat, ordentlich und chronologisch. Zum drit-

ten Mal tippte ich die Rechnungsbeträge für den Monat November in den Taschenrechner und verglich die Zahlen. Zum dritten Mal bekam ich ein anderes Ergebnis. Ich seufzte und schaute aus dem Fenster. Viel zu sehen gab es nicht. Dichter Nebel verhüllte Häuser und Landschaft. Sogar die Windräder waren unsichtbar.

Ich schob die Unterlagen zusammen und streckte mich. Gestern hatte ich im Sender angerufen und mich nach dieser Steuerexpertin erkundigt. Die Mitarbeiterin wusste leider nichts darüber, aber sie hatte versprochen, das Anliegen weiterzugeben, und sich meine Telefonnummer notiert.

Dieser Anruf war eine sehr spontane Aktion und damit typisch für mich. Spontaneität war mein Metier. Ralph war eher der bedächtige Typ. Er wog alles zehnmal ab, bevor er eine Entscheidung traf. Darin war Lena ihm ähnlich. Von mir hatte sie dafür den vielleicht etwas übertriebenen Hang zur Ordnung.

Ralph und ich erkannten uns in unserer Tochter in vielem wieder. Es gab allerdings auch ein paar Eigenschaften, die uns vor Rätsel stellten. Ihre Sammelleidenschaft zum Beispiel, dazu neigten wir beide nicht. Als Kind hat Lena Steine gesammelt, bis ihre Regale unter der Last beinahe zusammenbrachen. Es gab keinen Spaziergang, keinen Ausflug ohne Trophäe. *Von wem hat sie das bloß?*, haben wir uns früher oft gefragt und darüber gelacht.

Als ich in die Pubertät kam, hatte ich mir diese Frage auch gestellt. Es war die Zeit, in der ich das Ausmaß meiner Herkunft zu begreifen begann. Was hatte ich von wem und wie viel davon? Sah ich aus wie meine leibliche Mutter, war

ich im Wesen wie mein Vater? Wer hatte mir meine Affinität für Zahlen und wer meine Abneigung gegen das Kochen vererbt?

Über meine leiblichen Eltern und die Umstände der Adoption wusste ich nur wenig. Irgendwann hatte man mir erzählt, meine Eltern seien noch sehr jung gewesen und kurz nach meiner Geburt bei einem Unfall ums Leben gekommen. Ich konnte mich an keine Zeit mehr erinnern, in der ich das nicht wusste, und auch nicht daran, wie oder wann man es mir gesagt hatte.

Bis heute war dieses Thema ein rotes Tuch für meine Mutter. Sie bekam schlechte Laune, wenn es sein musste auch einen Migräneanfall, sobald ich sie darauf ansprach. Trotzdem beschäftigte es mich natürlich. Als kleines Kind hatte ich mir diese unbekanntten Eltern als eine Art himmlische Wesen vorgestellt, mit ziemlich außergewöhnlichen Fähigkeiten. Sie sahen wunderschön aus und lebten in einem schlossähnlichen Haus mit vielen Tieren.

Als ich etwas älter wurde, begann ich, die Dinge zu reflektieren und differenzierter zu betrachten. Meine Kindheit war glücklich, es gab keinen Mangel an was auch immer, ich wurde geliebt, und ich liebte. Ich dachte mir immer noch Geschichten mit diesen imaginären Eltern aus, aber ich vermisse sie nicht mehr. Meine Adoptiveltern waren für mich meine Eltern und sonst niemand. Mit guten und mit schlechten Eigenschaften. So wie sie andere Eltern auch hatten. Trotzdem war das Bedürfnis, mehr über meine wahre Herkunft zu erfahren, immer noch da.

Einmal, ich war etwa zwölf, fasste ich mir ein Herz und

wagte einen neuen Versuch. Das Ergebnis waren jede Menge Tränen und eine dreitägige Migräneattacke bei meiner Mutter und viel schlechtes Gewissen bei mir. Danach gab ich Ruhe und fragte sie nicht mehr.

Mein Adoptivvater lebte damals längst schon ein anderes Leben mit anderen Kindern, es wäre mir nicht in den Sinn gekommen, ihn zu fragen. blieb nur mein Stiefvater.

Herbert ließ sich viel Zeit und antwortete mir geduldig. Es waren die Antworten eines Politikers. Viele Worte, wenig Inhalt. Am Ende ließen sich seine langatmigen Ausführungen etwa so zusammenfassen: Meine Eltern waren selbst Waisen gewesen und in Heimen aufgewachsen. Als sie mich bekamen, waren sie noch sehr jung und unerfahren. Sie hatten keine Ausbildung und kein Geld, deshalb mussten sie mich in einem Kinderheim unterbringen. Sicher hätten sie mich zu einem späteren Zeitpunkt wieder zu sich genommen, aber bevor es dazu kam, sind sie leider verunglückt. Ich fragte ihn, ob sie mich geliebt hätten, und er sagte: Bestimmt. *Es liegt doch in der Natur der Sache, dass Eltern ihre Kinder lieben.* Ich fragte, wie sie aussahen, und er sagte: *Wahrscheinlich sahen sie dir ähnlich.* Ich wollte wissen, ob sie sich aus dem Heim kannten, ob sie bereits als Kinder befreundet waren und wie ihre Kindheit dort überhaupt war. Dieser Teil des Dialogs war ungefähr so:

Ja, soviel ich weiß, sind sie im selben Heim aufgewachsen.

Dann waren sie doch bestimmt schon als Kinder miteinander befreundet?

Ich denke schon.

Und als sie dann erwachsen wurden, haben sie sich verliebt.

So wird es wohl gewesen sein.

Ich war trotzdem dankbar, nahm alles ungefiltert auf und bastelte mir daraus meine eigene Geschichte. Die Geschichte eines Königspaares, das sich verzweifelt liebte, jedoch von bösen Mächten beherrscht und daran gehindert wurde, sich zu finden.

Nachdem ich mit ungefähr dreizehn Jahren dann im Fernsehen einen Film über die APO-Bewegung in Berlin gesehen hatte, veränderte sich mein Bild wieder. Es war jetzt folgendes: Meine Eltern waren jung, schön und politisch unglaublich ambitioniert. Sie führten wichtige Diskussionen, saßen stundenlang rauchend zusammen und waren damit beschäftigt, die Welt zu verbessern. Die Sache mit dem Heim sparte ich in meiner Version aus, aber irgendwann kam ich immer an den Punkt, an dem sie verunglückten, und dann musste ich weinen.

Dich hat uns der liebe Gott geschenkt, sagte meine Mutter, wenn sie mich tränenüberströmt in meinem Zimmer fand, und weinte mit mir. Dabei weinte ich gar nicht so sehr um diese Eltern, die ich ja nie kennengelernt hatte. Ich weinte, weil ich die Geschichte als solche so traurig fand. Ohnehin weinte ich oft und gern. Ich weinte, wenn man mir Märchen vorlas, und ich weinte, wenn ich aus Versehen auf eine Schnecke trat. Aber bei allen Fragen, Vergleichen und Vorstellungen, auch bei allen Tränen empfand ich es nie als Mangel, adoptiert worden zu sein. Im Gegenteil. Ich war besonders. Ich war ausgesucht. Und ich liebte die Eltern, die ich hatte, von Herzen. Mir fehlte nichts. Jedenfalls nichts, was ich hätte erklären können.

Mit Beginn der Volljährigkeit rückte das Thema dann wieder in meinen Fokus. Ich kannte meine Rechte. Aber ich kannte auch Marlies. Selbst vorsichtigste Fragen lösten noch immer Wein- und Migräneattacken aus. Erst Ralph und meine Schwangerschaft lieferten mir dann den einen, wirklich relevanten Grund, sie auf meine Abstammungsurkunde anzusprechen. Ich brauchte sie zum Heiraten. Meine Mutter überließ es Herbert, sich darum zu kümmern, und zog sich mit Migräne zurück.

So erfuhr ich also mit knapp einundzwanzig Jahren, dass der Name meiner biologischen Mutter *Corinna Rübiger* und Münster in Westfalen meine Geburtsstadt war. Ich weiß noch, wie seltsam mich das damals berührt hatte. Nicht der Name, aber die Sache mit Münster. Ich hatte mir viele Gedanken über meine leiblichen Eltern gemacht, aber nie darüber, wo ich geboren war. Irgendwie gehörte ich für mein Gefühl so ganz und gar in den Taunus.

Wer mein Erzeuger war, stand übrigens nicht in der Urkunde. Es sei denn, sein Vorname war *Vater* und sein Nachname *unbekannt*. Noch so ein überflüssiges Rätsel. Die beiden waren zusammen gewesen, sogar im Tod, warum also stand sein richtiger Name nicht dort, wo er hingehörte?

Der Nebel draußen begann sich allmählich zu lichten, die Umrisse der Windräder wurden wieder sichtbar. Ich folgte dem gleichmäßigen Rotieren ihrer Flügel.

Das Haus, in dem wir wohnten, befand sich am Dorfrand, in einem der beiden Neubaugebiete. Wir hatten es

selbst gebaut, nachdem Herbert uns das Grundstück zur Hochzeit geschenkt hatte. Es war ziemlich ruhig hier.

Niersbach war ein Dorf, eins wie viele andere auch. Es gab eine Dorfkirche, eine Hauptstraße, einen kleinen Einkaufsladen, eine Tankstelle, zwei Neubaugebiete und siebenhundertdreiundzwanzig Einwohner. Die Lage war traumhaft, das Dorf, ein Luftkurort, lag mitten im Taunus auf knapp vierhundert Metern Höhe, umgeben von sanften Hügeln, saftigen Wiesen und dunklen Wäldern. Die Region war schon lange ein Geheimtipp für Leute aus der Stadt. Daran hatten auch die Windräder nichts geändert.

Ich liebte das dörfliche Leben bei uns. Und ich liebte die Menschen, die hier wohnten. Beinahe jeden kannte ich persönlich, und wen ich nicht persönlich kannte, den kannte ich zumindest irgendwie vom Sehen. Man traf sich an der Tankstelle oder beim Einkaufen, wenn man zum Beispiel Zucker oder Milch vergessen hatte. Die Leute hier waren sehr aufgeschlossen, um nicht zu sagen neugierig. Sie fragten, wie es einem ging, ohne dass sie es wirklich hören wollten. Manchmal fragten sie auch, was man von einer Sache oder einem Menschen hielt, und dann wollten sie, dass man genau das sagte, was sie selbst dachten.

Die meisten wohnten schon immer hier, so wie auch die Eltern und Großeltern schon immer hier gewohnt hatten. Der eine oder andere Zugezogene war vielleicht der Liebe wegen gekommen oder weil das Bauland viel günstiger war als in der Stadt. Für die Neuen war es allerdings schwer, in den Kreis der Alteingesessenen aufgenommen zu werden.

Ich selbst gehörte zu denen, deren Familien immer hier